

Der evolutionäre Sprachbegriff

1.

Versetzen Sie sich für einen Augenblick in folgende Situation: Sie nehmen als Linguist an einer Expedition teil, zu einem bislang unbekanntem Völkchen. Es ist Ihnen völlig unbekannt, was für eine Sprache von diesem Völkchen gesprochen wird.

Würden Sie mit dem Gedanken spielen, möglicherweise eine Sprache anzutreffen, die sich bisher noch nie verändert hat; eine Sprache, die durch alle Zeiten hindurch konstant geblieben ist?

Mit Sicherheit nicht.

Eine solche Sprache hätte zweifellos Vorteile: Die Verständigung wäre über Generationen hinweg gesichert. Die Weitergabe von Traditionen würde erleichtert werden. Die Probleme mit Jugendlichen könnten von den Älteren nicht auf deren Sprache geschoben werden, und die Sprachpuristen hätten Zeit für nützliche Tätigkeiten.

Aber auch ein Nachteil ist schnell zur Hand: "Die sprachliche Bewältigung der sich ständig verändernden Umwelt des Menschen fordert einen ununterbrochenen Ausbau des Wortschatzes." (Fleischer: 1971:9)

Die Sprache, so lautet das Argument, muß die Welt widerspiegeln, um nützlich zu sein. Sie muß mit der Zivilisation Schritt halten, sonst ist sie irgendwann zum Kommunizieren nicht mehr geeignet.

Doch dieses Argument erweist sich bei genauerem Hinsehen als nicht sehr triftig. Spinnen wir doch unser Gedankenspiel ein wenig weiter, und nehmen wir zusätzlich an, in der Lebensweise und der Umwelt unseres Völkchens habe sich, soweit man zurückblicken kann, nichts Wesentliches geändert. Wäre ein Linguist dann berechtigt zu erwarten, daß sich in dieser Sprache kein Wandel vollzogen hat?

Nein, auch dann nicht. Denn Menschen bedürfen der Sprache nicht, um die Welt widerzuspiegeln, sondern unter anderem, um über sie zu reden, um den anderen zu beeinflussen. Dazu ist es nicht notwendig, daß Innovationen der Welt jeweils mit Innovationen der Sprache korrespondieren. An unserer eigenen Sprache können wir das leicht erkennen. Neuerungen in unserer Welt sind weder notwendig noch hinreichend für Veränderungen in unserer Sprache. Wir können das alte germanische Wort "Boot" problemlos verwenden, um

über atomgetriebene Unterwasserfahrzeuge zu reden. Wir können die Tätigkeit eines Kameramannes, der eine elektronische Fernsehkamera bedient, problemlos noch "drehen" nennen. Auf der anderen Seite war es keine Veränderung des Gegenstandes, die unsere Vorfahren veranlaßt hat, den Gauch in Kuckuck "umzubenennen", oder statt "billig" nun "preiswert" zu sagen.

Kurzum, die Welt mag sein, wie sie will; ein Expeditionslinguist würde unter keinen Umständen damit rechnen, auf eine Sprache zu treffen, die sich nie verändert hat.

Es sei denn, er würde damit rechnen, auf ein Volk zu treffen, das kein Volk von *Menschen* ist. Denn sprachliche Universalien sind menschliche Konstanten.

2.

"Daß die Sprache in einem beständigen Wandel begriffen ist, ist etwas von ihrem Wesen Unzertrennliches." (Paul: 1910:369) Dies gehörte einmal zum unbezweifelten Wissensbestand der Linguistik. In der sogenannten modernen Linguistik wurde dies auch nicht gerade bestritten, aber es drohte aus dem Blick der Sprachwissenschaftler zu geraten.

Der Grund dafür war ein veränderter Sprachbegriff. Die im 19. Jahrhundert prädominante Metapher für das Wesen der Sprache war die des Organismus. So unterschiedlich der Begriff des Organismus auch verstanden wurde, etwa bei Humboldt einerseits und Schleicher andererseits: er hatte neben seinem großen Nachteil, ein vitalistischer Begriff zu sein, einen Vorzug, den bislang kein Sprachbegriff wieder erreicht hat. Er erfaßte drei Eigenschaften, die der Sprache allesamt wesentlich sind. *Wohlstrukturiertheit*, *Zweckmäßigkeit* und *Dynamik*.

Denn Organismen sind, wie der Name schon sagt, wohlorganisiert; in ihnen steht "alles wechselseitig als Zweck und Mittel aufeinander in Beziehung" (Kant: 1788/1923:179), und sie besitzen "in sich bildende Kraft" (Kant: 1790/1913:374).

Wohlstrukturiertheit, Zweckmäßigkeit und Dynamik der Sprache machten den Begriff des Organismus für die Sprachwissenschaftler im 19. Jahrhundert so attraktiv und so passend. Ein moderner Sprachbegriff, der der Sprache gerecht zu werden behauptet, muß diesen drei Eigenschaften gerecht werden. Sie müssen ihm *inhärent* sein.

Das Problem der Übertragung des Organismusbegriffs auf die Sprache stellt natürlich die dritte Eigenschaft, die "bildende Kraft" dar. Woraus bezieht der sprachliche Organismus seine Lebenskraft?

Wer, wie August Schleicher behauptet, sie wohne ihm einfach inne wie anderen lebendigen Organismen der Natur auch, der steht (abgesehen davon, daß er das Wesen der Sprache vollständig verkennt) vor der schwierigen Aufgabe, erklären zu müssen, woher denn die anderen Organismen ihre Lebenskraft beziehen. Da man dies zu Schleichers Zeiten noch nicht wußte, war eine solche Auffassung vollständig frei von erklärender Kraft.

Wer, wie etwa Humboldt, Paul und Coseriu die Auffassung vertritt, daß es das sprechende Individuum ist (1), das "die Lebenskraft" der Sprache ausmacht, der steht vor einer nicht minder gewaltigen Erklärungsaufgabe: Wozu ändert ein Individuum seinen Sprachgebrauch? Warum machen einige andere dies nach, oder unabhängig davon das gleiche? Schließlich gilt es, wie Hermann Paul richtig forderte, "zu zeigen ... wie die Wechselwirkung der Individuen aufeinander vor sich geht, wie sich der einzelne zur Gesamtheit verhält." (Paul: 1880/1920:7)

3.

Die Begrifflichkeit der sogenannten modernen Linguistik steht solchen Fragen eher im Wege; jedenfalls wenn man mit Marga Reis unter der modernen Linguistik jene "Schulen und Forscher (faßt) ... die sich in die Nachfolge de Saussures stellen, oder mit ihm mindestens die explizite Anerkennung der Antinomien Synchronie : Diachronie und Langue : Parole teilen." (2) Wir wissen zwar inzwischen, aus quellenkritischen Studien (besonders von Ludwig Jäger), daß Saussure seine Dichotomien nicht als Antinomien verstanden wissen wollte. Sie sind jedoch von der "modernen Linguistik" in der Tat im wesentlichen in antinomischer Interpretation rezipiert und verstanden worden.

Die Ablösung des Organismus-Begriffs der Sprache durch den System-Begriff brachte große Vorteile mit sich. Der Begriff des Systems ist - auf die Sprache angewandt - nicht metaphorisch, er ist klar und fordert zu einer strukturorientierten Betrachtung der Sprache heraus. Denn eine Struktur zu haben ist die wesentliche Eigenschaft eines Systems. Die anderen beiden Eigenschaften, die dem Organismus-Begriff inhärent sind - Zweckmäßigkeit und Dynamik - sind in gewisser Weise nun aus dem Sprachbegriff herausgefallen. Ein System kann zweckmäßig sein und es kann permanentem Wandel unterliegen, aber es handelt sich hierbei um keine seiner definierenden Eigenschaften. Um ein System zu betrachten unter Absehung von seiner Dynamik, bedarf es keines Abstraktionsschrittes mehr. Der ist bereits bei der Entscheidung, die Sprache als System zu betrachten, vollzogen worden. Dem Wesen der Sprache gerecht zu werden, ohne sie um die Dimension ihrer Dynamik zu verkürzen, heißt gerade, den individuellen Kommunikationsakt und die Fähigkeit des Individuums, mit anderen in kommunikativen Kontakt zu treten, als das Primäre zu erkennen, das System, die Struktur, die Langue und die Dia-

chronie als davon abgeleitet zu betrachten: "Alles dreht sich nur darum, die Sprachentwicklung aus der Wechselwirkung abzuleiten, welche die Individuen aufeinander ausüben." (Paul: 1880/1920: 12 Anm. 1)

Unter den "modernen" Linguisten war Eugenio Coseriu einer der ersten, der die Sechehaye-Bally-Saussureschen Dichotomien unter dem Aspekt der Dynamizität der Sprache einer kritischen Betrachtung unterzog, so daß Horst Schmidt (1959) in seiner Rezension des Buches 'Sinchronía, Diachronía e História' feststellen konnte, der Verfasser bemühe "sich um eine Überwindung des durch de Saussure aufgekommenen Gegensatzes von synchronischer und diachronischer Sprachbetrachtung von *langue* und *parole*. Diese sehr zu begrüßende Intention gründet sich auf der Auffassung von Sprache als Enegeia." (Schmidt: 1959 : 133)

4.

Coseriu schreibt in diesem Buch: "Nun funktioniert und erscheint die Sprache konkret im Sprechen. Diese Tatsache als Grundlage aller Sprachtheorien nehmen heißt von der bekannten Behauptung Humboldts auszugehen, die Sprache sei nicht Ergon, sondern Enegeia. Diese Behauptung wird oft zitiert, in den meisten Fällen jedoch, um sie rasch wieder zu vergessen und sich in die Sprache als Ergon zu flüchten. Dagegen ist es aber erstens notwendig, den Satz Humboldts ernst zu nehmen, das heißt, ihn als Grundlage zu nehmen, da es sich nicht um ein Paradoxon oder eine Metapher handelt, sondern um die bare Feststellung einer Wahrheit. Die Sprache ist wirklich - und nicht in irgendeinem metaphorischen Sinne - *Tätigkeit* und nicht *Werk*." (Coseriu: 1958/74:37 f.) Das Sprechen gehe der Sprache voraus, und "daher wird die Sprache unzureichend definiert, wenn man sagt, sie sei "die Tätigkeit, die (bereits fertige) Zeichen *anwendet*": sie ist vielmehr als "zeichenschaffende Tätigkeit zu definieren." (Coseriu: 1958/74: 39) An mehreren Stellen (S. 99, S. 58) betont er, daß "der Wandel wesentlich zur Seinsweise der Sprache gehört." In einer jüngeren Veröffentlichung weist er darauf hin, daß der sprachliche Wandel genau genommen gar kein Wandel sei, "not 'change' but the *construction, the making of language*." (Coseriu 1983, S. 55).

5.

Die korrekte und angemessene These, daß die Sprache kein Werk, sondern eine Tätigkeit sei, oder etwas verbindlicher gesagt, daß "man ... die Sprache nicht sowohl wie ein todes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen (müsse)" (v. Humboldt: 1836/1907 : 43 f.), stellt eine gute Grundlage dar, um zu verstehen, wieso sich die Sprache in einem permanenten Entwicklungsprozeß befindet. Aber sie reicht nicht aus, dies zu er-

klären. Warum bleiben denn die Leute nicht bei einer einmal entwickelten Tätigkeit? Sind wir mit der Sprache, so wie sie heute ist, nicht zufrieden? Warum ersetzen die Leute einmal *wohlfeil* durch *billig* und dann *billig* durch *preiswert*? Kurzum: Wieso ist denn der beständige Wandel der Sprache "etwas von ihrem Wesen Unzertrennliches"? (Paul: 1910:369)

Coseriu Antwortversuche auf diese Frage haben allesamt etwas Beschwörendes:

Es ändere "sich die Sprache gerade, um als solche *weiterzufunktionieren* ... In dem Maße aber, wie eine Sprache als solche weiterfunktioniert, ist das Ergebnis nie endgültig" (Coseriu: 1958/1974: 24).

"Die Sprache wandelt (sich), weil ihr Wesen dynamisch ist: weil Sprache freie, das heißt schöpferische Tätigkeit ist." (Coseriu: 1958/74:255)

"Das Sein der Sprache *ist* im ursprünglichen Sinne Werden. ... Eine Sprache als Erzeugnis *ist* eigentlich nie, sie wird immer." (Coseriu: 1980:143)

Meiner Ansicht nach sind dies keine Antworten auf die von Coseriu selbst aufgeworfene Frage der Wesenhaftigkeit des permanenten Entwicklungsprozesses einer natürlichen Sprache.

Wieso muß sich eine Sprache, um funktionieren zu können, ständig ändern? Kann nicht, was funktioniert, unverändert weiterfunktionieren?

Wieso folgt aus der Tatsache, daß die Sprache ständig geschaffen wird, daß sie ständig *anders* geschaffen wird, daß sie ständig *modifiziert* wird? (Einiges bleibt ja schließlich auch über lange Zeit konstant.)

Wieso erlaubt die freie schöpferische Tätigkeit nicht, daß die frei Schaffenden alles so belassen, wie es ist?

Wieso folgt aus der These, daß das Sein der Sprache immer ein Werden ist, daß das Werden immer ein Anders-Werden ist?

Die These, daß die Sprache nur als Tätigkeit existiert, daß sie ständig neu geschaffen wird, ist korrekt und angemessen. Aber um den permanenten Wandel der Sprache als ihr wesenhaft zu motivieren, ist sie nicht hinreichend. Denn es folgt aus dieser These ohne zusätzliche Argumente *erstens nicht*, daß sie ständig *auf modifizierte Weise* geschaffen wird, und es folgt aus ihr *zweitens nicht*, daß dies *notwendigerweise* der Fall ist.

Beides muß man aber behaupten, wenn man aufrechterhalten will, daß der ständige Wandel eine wesentliche Eigenschaft unserer Sprachen sei. Der Sprachbegriff darf den permanenten Wandel nicht nur erlauben, er muß vielmehr aus dem Sprachbegriff mit Notwendigkeit folgen. Einen solchen Sprachbegriff will ich nun im folgenden skizzieren. Es ist die Skizze einer evolutionären Theorie der Sprache; der sprachlichen Entwicklung als Beispiel soziokultureller Evolution.

6.

Wer als Geisteswissenschaftler im Hinblick auf einen Gegenstand der Kultur das Wort "Evolution" verwendet, begibt sich prinzipiell in Gefahr. Die eine Gefahr besteht darin, in die sozialdarwinistische (3) Schublade gesteckt zu werden. Von ihr ist ein Linguist nicht so sehr bedroht, so daß ich ihr hier nicht begegnen zu müssen glaube. Die andere Gefahr besteht darin, in den Verdacht zu geraten, Naturwissenschaftler zu betreiben. Die Geschichte der Linguistik ist schließlich voll mit Beispielen dafür, daß Linguisten der Attraktivität der Naturwissenschaften in unangemessener Weise erlegen sind.

Heutzutage sind die Ausdrücke "Evolution" und "genetisch" Termini technici der Theorie der phylogenetischen Entwicklung der belebten Natur par excellence. "Man beachte z.B. die Tatsache, daß die Wissenschaften vom Menschen noch immer nicht über einen eigenen Begriff verfügen, um den lästigen und unangemessenen Begriff *Evolution* zu ersetzen: die kulturellen Objekte haben *historische Entwicklung* und keine "Evolution" wie Naturobjekte." (Coseriu: 1958/74:154 Anm. 7) Oder: "Das System entwickelt sich nicht im Sinne einer "Evolution", sondern wird durch die Sprecher in Übereinstimmung mit ihren Ausdrucksnotwendigkeiten *geschaffen*." (Coseriu: 1958/74:246)

Wenn ich die Ausdrücke "Evolution" und "genetisch" dennoch für ein Kulturprodukt wie die Sprache verwende, so befinde ich mich in unverdächtigter Gesellschaft:

"Denkt man sich ... die Sprachbildung successiv," schreibt Wilhelm von Humboldt, "so muß man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen" (1836/1907: 150); und an anderer Stelle betont er, daß die "wahre Definition (der Sprache) ... nur eine genetische seyn (kann)" (1836/1907:46).

Darüber hinaus weiß man heute, daß sowohl der biologische Evolutionsgedanke selbst, als auch die Terminologie geistes- und sozialwissenschaftlicher Tradition entlehnt worden sind. Meine Überlegungen sind im wesentlichen den Moralphilosophen der Schottischen Schule verpflichtet, einer Tradition, die auch auf die biologische Theorie gewirkt hat. (Cf. v. Hayek: 1983:17 ff.)

Allerdings möchte ich die Verwendung des Ausdrucks "Evolution" in vordarwinistischer Zeit auch nicht überinterpretieren. Denn es waren schon die Biologen, die diesen Begriff in entscheidender Weise präzisiert haben. In diesem Sinne will auch ich ihn verwenden:

Eine historische Entwicklung sei genau dann evolutionär genannt, wenn sie dadurch entsteht, daß Varianten der Wirkung von Selektion ausgesetzt sind. Mutation und Selektion in der Biologie oder Angebot und Nachfrage in der Ökonomie sind nur Sonderfälle evolutionärer Prozesse. In diesem Sinne, so möchte ich behaupten, ist die *historische Entwicklung* unserer Sprache im wesentlichen eine *evolutionäre*.

Das heißt, in meinem Sprachgebrauch ist evolutionäre Entwicklung nicht (wie bei Coseriu) ein Gegensatz zu historischer Entwicklung, sondern ein spezieller Typus derselben.

"Evolution der Sprache" ist auch nicht synonym mit "Veränderung der Sprache" oder "Wandel der Sprache". Sie umfaßt *Konstanz* und *Wandel* gleichermaßen, denn evolutionäre Stabilität ist gleichermaßen *erklärungsbedürftig* und (vermutlich) auf gleiche Weise *erklärungs-fähig*. Daß etwa das Wort für "Mutter" seit indoeuropäischer Zeit weder einem großen Lautwandel noch einem Bedeutungswandel unterlag, ist nicht weniger erklärungsbedürftig als die Tatsache, daß die Ausdrücke für "Frau" in den letzten 1000 Jahren immer wieder ersetzt worden sind.

Ich werde nun die Grundzüge des evolutionären Sprachbegriffs darlegen, indem ich drei Thesen formuliere und diese dann der Reihe nach erläutere. Die drei Hauptthesen des evolutionären Sprachbegriffs sind:

1. Kommunikation hat Experimentalcharakter
2. Die Kompetenz des Individuums, die Individualkompetenz, ist hypothetischer Natur.
3. Die Sprache ist ein Phänomen der dritten Art.

1. Kommunikation hat Experimentalcharakter

Wenn wir uns beim alltäglichen Kommunizieren meist nicht bewußt machen, daß wir *lauter* kleine Experimente durchführen, so liegt das daran, daß die meisten dieser Experimente erfolgreich ausgehen. Aber es gibt Situationen, in denen das Risiko des Mißerfolges deutlich spürbar wird: um Gehaltserhöhung ersuchen, einen Bewerbungsvortrag halten oder eine Frau ansprechen. Handeln ist per definitionem erfolgsorientiert. Denn Handeln heißt stets, einen relativ weniger wünschenswerten Zustand in einen relativ wünschenswerteren zu transformieren. (Das gilt selbst dann, wenn der angestrebte Zustand das kleinere von zwei Übeln ist.) Das gilt freilich auch für das kommunikative Handeln.

Kommunizieren im linguistisch relevanten Sinne heißt (frei und verkürzt nach Grice) versuchen, einen Kommunikationspartner zu etwas zu bringen, und zwar dadurch, daß man ihm zu erkennen gibt, wozu man ihn bringen will. (4) Kommunizieren ist ein typisches mixed-motiv-game. Wir versuchen eine Vielzahl von Intentionen auf einmal zu realisieren.

Erstens ist der Sprechakt selbst eine komplexe Angelegenheit: der Adressat soll die illokutionären Intentionen erkennen, um auf der Basis dessen das perlokutionäre Ziel des Sprechers zu erfüllen.

Zweitens bringen wir beim Kommunizieren immer auch bestimmte Haltungen und Einstellungen zum Ausdruck, die den Gesprächsgegenstand, die Prädikation, den Adressaten selbst betreffen können. (Ich habe den Akt, der darin besteht, solche Haltungen zum Ausdruck zu bringen, an anderer Stelle den kollokutionären Akt genannt.)

Drittens ist jeder kommunikative Akt ein Akt der Selbstdarstellung. Meine Individualkompetenz ist Teil meiner Person, Teil meiner Identität. Sie ist Teil der Außenseite meines Charakters.

Viertens können mit jedem kommunikativen Akt eine Fülle verdeckter Intentionen verfolgt werden, Intentionen, von denen der Sprecher wünscht, daß sie dem Adressaten verborgen bleiben. Er kann sich einschmeicheln wollen, für klüger und sympathischer als ein Kollege gehalten werden wollen, usw.

Mit dem Aussprechen eines einzigen Satzes können Ziele all dieser Art verbunden sein, wobei natürlich der eine oder andere Aspekt stärker im Vordergrund stehen oder auch völlig zurücktreten kann. Ich werde die Wahl meiner sprachlichen Mittel so zu treffen versuchen, daß sie meinen Zielen möglichst dienlich sind. Das kann ein Spiel mit vielen Unbekannten sein. Ich muß die Situation adäquat einschätzen, den Gesprächspartner, dessen Individualkompetenz, eventuell seine Wertmaßstäbe, seinen Geschmack, seine Laune etc. Erfüllen die gewählten Mittel ihren Zweck, so kann der Sprecher dies als Bestätigung seiner Ausgangshypothese betrachten. Andernfalls wird er gut daran tun, in Fällen, die er dem mißlungenen als in relevanten Punkten hinreichend ähnlich beurteilt, seine sprachlichen Mittel zu modifizieren.

Insofern ist jeder Akt des Kommunizierens ein Experiment. (5)

2. Die Individualkompetenz eines Sprechers ist hypothetischer Natur

Daß die individuelle Sprache eines Sprechers den Charakter einer Hypothese hat, folgt unmittelbar aus dem Experimentalcharakter des Kommunizierens. Meine Kompetenz von heute ist das Ergebnis all der Kommunikationsversuche, die ich Zeit meines Lebens durchgeführt habe oder miterlebt habe. Meine Kompetenz von heute ist in keinem Fall identisch mit meiner Kompetenz von gestern, wenn ich in der Zwischenzeit kommunikative Erfahrungen gemacht habe. Wenn es keine Modifikationen gab, so gab es Bestätigungen. Es ist wie mit dem Kurs einer Aktie; solange sie gehandelt wird, tut sich etwas. Wenn sie sich im Kurs nicht verändert hat, so hat sie sich *gehalten*. Dann ist es das, was sich getan hat. Evolutionäre Stabilität ist Bestandteil der Entwicklung. Die Kompetenz eines Individuums ist von Erfolg wie von Mißerfolg gleichermaßen geprägt.

Die Individualkompetenzen der Mitglieder einer Kommunikationsgemeinschaft beeinflussen sich wechselseitig. In dem Maße, in dem die Individuen einer Kommunikationsgemeinschaft darauf aus sind, sich wechselseitig zu verstehen, gleichen sich ihre Kompetenzen einander an. Denn wenn ich von Dir verstanden werden will, muß ich "Deine Sprache" sprechen. Ich habe aber nur "meine", d.h. ich muß aus meiner Kompetenz die Mittel auswählen, von denen ich denke, daß auch Du über sie verfügst und die Du auch ausgewählt haben würdest, Wenn Du an meiner Statt wärst. Es gibt im wirklichen Leben nichts Drittes "über" meiner Kompetenz und Deiner Kompetenz, sozusagen den Durchschnitt, auf den ich zurückgreifen könnte. Den Durchschnitt unserer beiden Kompetenzen kennt nur Gott. Soweit ich ihn zu kennen glaube, ist er Teil *meiner* Kompetenz, *meiner* Hypothese darüber, wie ich mich *Dir* verständlich machen kann.

Es ist eine bekannte und viel beschriebene Tatsache, daß Sprecher im allgemeinen kein theoretisches Wissen von ihrer Sprache haben. Dies ist eine Konsequenz des Hypothesencharakters der Individualkompetenz eines Sprechers.

Der Sprecher hat asymmetrisches Wissen von seiner Sprache. Germanistikstudenten sind vielfach überfordert, wenn sie formulieren sollen, wie sie die Wörter "ja" und "nein" verwenden (weil sie beispielsweise nicht an den Gebrauch des Wortes "doch" denken), aber sie haben selbstverständlich keinerlei Unsicherheiten beim Gebrauch dieser Wörter. D.h. sie haben eine sichere Hypothese darüber, wie man in einer gegebenen Situation beipflichtet, ablehnt, widerspricht oder bestätigt, aber sie haben keine gute Hypothese darüber, was man mit den Mitteln, die sie dazu verwenden, alles machen kann.

Meine Individualkompetenz ist meine Hypothese über die erfolgreiche Verwirklichung gegebener Ziele in gegebenen Situationen. Sie ist keine Hypothese über die Verwendbarkeit gegebener Mittel. Sie ist problemorientiert, nicht mittelorientiert.

Die Individualkompetenz ist eine Problemlösungshypothese, sie ist keine Regelhypothese. (6) Wenn ein Sprecher (etwa ein Linguist) über Regelhypothesen verfügt, sind diese von ersteren abgeleitet.

Diese Asymmetrie des Sprachvermögens hat Konsequenzen für die Erklärung der Entwicklung: Der Linguist, der eine Veränderung der Sprache konstatiert, konstatiert eine Änderung der Gebrauchsregel. Diese ist aber den Sprechern, die durch ihr Kommunizieren die betreffende Veränderung erzeugt haben, im allgemeinen nicht bekannt. Eine Theorie, die eine Veränderung nicht nur zu konstatieren, sondern auch zu erklären beansprucht, muß aber den Weg vom Handeln des Sprechers zum Wandel der Gebrauchsregel in der Sprache nachzeichnen. Folglich muß man, wie Dornseiff feststellte, "nicht fragen: wie erklärt es sich, kulturgeschichtlich, daß das Wort a von der Bedeutung x zu der Bedeutung y sich gewandelt hat?, sondern man muß fragen: wie kommt ein Sprecher, der die Sache y bezeichnen will, dazu, statt des bisherigen normalen Ausdrucks dafür a zu sagen, das gewöhnlich x bedeutet?". (7)

Wenn man jedoch darauf eine Antwort hat, hat man noch lange keine Antwort auf die Frage, warum sich in der Sprache etwas geändert hat. Man muß mit der Dornseiffschen Frage beginnen. Der Weg von den individuellen Motiven der Modifikation kommunikativer Gewohnheiten zur Sprachveränderung auf der kollektiven Makroebene kann jedoch sehr undurchsichtig sein.

Denken wir an das bereits erwähnte Beispiel: In unserer Sprache unterliegen Ausdrücke, die dazu dienen, auf Frauen zu verweisen, immer wieder der Pejorisation. Dieses Schicksal hat das Wort "Weib" ereilt, das Wort "Frauenzimmer" und scheint auch an dem Wort "Frau" nicht vorüberzugehen. Wie kommt das?

Vertreter linearen Denkens könnten latente Frauenfeindlichkeit der Gesellschaft hinter diesem Trend wittern, die die einzelnen Sprecher dazu führt, solch ein Wort mit der Zeit immer "ein bißchen pejorativer" zu verwenden. Aber wie macht man das, ein Wort "ein bißchen pejorativer" verwenden?

In Wahrheit ist das Gegenteil der Fall. Es handelt sich um ein Mandevillesches Paradox, bei dem jeder stets das Gute will und die Pejorisation schafft: Unsere Gesellschaft steht in höfischer Tradition. In einer solchen Gesellschaft gibt es ein Höflichkeitsgebot Frauen gegenüber, ein Gebot galant zu sein. Dies führt dazu, daß eine Neigung besteht, Frauen

gegenüber, oder beim Reden über Frauen, Ausdrücke zu wählen, die eher einer höheren Stil- oder Sozialebene angehören als einer niedrigeren. Das heißt, daß mit der Zeit immer das tendenziell höherwertige Wort zum Normalausdruck wird, und das ehemals normale pejorisiert wird. So ist heute in Restaurants die Toilettenaufschrift "Damen" die normale, während die Aufschrift "Frauen" Stil der Bahnhofswartesaale dritter Klasse darstellt; die Frage "Wie geht es Ihrer Frau?" gilt in manchen Situationen als unziemlich; man sollte "Frau Gemahlin" oder "Gattin" sagen. Während in Situationen und Sprachspielen, für die das Gebot der Galanterie nicht gilt, das Wort "Frau" vorgezogen wird: Tennisclubs haben Damenabteilungen, Kliniken Frauenabteilungen, Bildungen wie "emanzipierte Damen", "Damengruppe" oder "Damenrechtlerin" klingen kurios, im Gegensatz zu "Damenkränzchen", "Damenwahl" oder "Damenbekleidung."

Das heißt, das Motiv der Galanterie auf der Ebene der Individuen wirkt sich auf der Ebene der Sprache langfristig als Pejorisation aus. Das ist eine Form der Inflation. (8)

Weder die Dornseiffsche Frage "Wie kommt der Sprecher dazu, 'Gattin' statt 'Frau' zu wählen?", noch die "klassische" hypostasierende Frage "Warum fand in dieser Sprache diese Pejorisation statt?" oder "Welches sind die Ursachen dieser Pejorisation?" führen zu einer Antwort mit erklärender Kraft. Es ist notwendig, in gewisser Weise beide Fragen miteinander zu kombinieren.

Aus den ersten beiden Thesen, der des Experimentalcharakters des Kommunizierens und der des Hypothesencharakters der Individualkompetenz, folgt lediglich die Dynamizität der Sprache des Individuums. Aber die Modifikation der Wahl der sprachlichen Mittel eines Individuums ist noch nicht gleichbedeutend mit der Dynamizität der Sprache. Entwicklung auf der Ebene der Sprache ergibt sich, wenn viele gleichgerichtete Tendenzen verfolgen (9), wobei die Ziele der Individuen von dem, was auf der kollektiven Ebene von ihrem Handeln erzeugt wird, wie das Beispiel eben zeigen sollte, sehr verschieden sein können.

Der Vermittlung des Individuellen mit dem Kollektiven soll die dritte These dienen.

3. Die Sprache ist ein Phänomen der dritten Art (10)

Es gibt einen hartnäckigen Irrtum, der es seinen Verfechtern sehr schwer macht, das Wesen der menschlichen Kultur zu begreifen. Er läßt sich komprimiert wie folgt formulieren:

Die Welt zerfällt in zwei Arten von Phänomenen, solche, die von Gott gemacht sind (bzw. die es von Natur aus gibt), und solche, die von Menschen gemacht sind. Die Werke Gottes sind Naturphänomene, die der Menschen Artefakte. *Tertium non datur*. Naturphänomene sind Gegenstand der Naturwissenschaften und bedürfen kausaler Erklärungen, Artefakte sind Gegenstand der Geistes- und Kulturwissenschaften und bedürfen finaler Erklärungen. Die Sprache ist kein Naturgegenstand, wie im 19. Jahrhundert noch vielfach angenommen wurde, sondern ein menschliches Erzeugnis. Ihre Entwicklung bedarf folglich einer finalen Erklärung. "In den Naturphänomenen ist zweifellos äußere Notwendigkeit oder *Kausalität* zu suchen, bei den Kulturphänomenen dagegen innere Notwendigkeit oder *Finalität*." (Coseriu: 1958/74:166 f. Cf. auch Coseriu 1983).

So weit der Irrtum. Zu seiner Aufklärung müssen wir uns einer Zweideutigkeit zuwenden. In meiner Formulierung des Irrtums war sie versteckt in den Ausdrücken "von Menschen gemacht" bzw. "menschliches Erzeugnis". Diese Ausdrücke sind systematisch zweideutig.

Es gibt zwei grundverschiedene Arten, wie etwas von Menschen gemacht sein kann. Bezeichnenderweise unterscheiden wir sie auch in unserer Umgangssprache, aber wir tun es wiederum in irreführender Terminologie: So wie wir (völlig korrekt) natürliche Blumen von künstlichen Blumen oder Naturhonig und Kunsthonig unterscheiden, so unterscheiden wir zwischen natürlichen Zahlungsmitteln (Geld) und künstlichen Zahlungsmitteln (Geldsurrogaten), zwischen einer natürlich gewachsenen Stadt und einer künstlichen (auf dem Reißbrett entworfenen) Stadt, zwischen einem natürlichen Alphabet und einem künstlichen, und schließlich zwischen natürlichen Sprachen und künstlichen Sprachen. Daß wir diesen Unterschied treffen, ist korrekt, aber wie wir ihn treffen, ist irreführend.

Irreführend an dieser Unterscheidung ist die Terminologie; denn *natürliche* Zahlungsmittel, Städte, Alphabete und Sprachen haben eins gemeinsam: sie sind *nicht natürlich* im Sinne unserer Irrtumsdichotomie. Sie sind menschliche Erzeugnisse, kulturelle Institutionen. Wodurch unterscheiden sie sich von ihren künstlichen Pendanten, die ja ebenfalls menschliche Erzeugnisse sind und "Kulturphänomene"? Unsere gängige umgangssprachliche Antwort lautet: Während die einen geplant sind, sind die anderen *organisch gewachsen*. Auch dies ist eine fossile Ausdrucksweise überkommener Theorien. Von Menschen gemacht zu sein heißt immer, Ergebnis menschlicher Handlung(en) zu sein. Aber ein Phänomen, das Ergebnis menschlicher Handlungen ist, kann das beabsichtigte und geplante Ergebnis menschlicher Handlungen sein, oder es kann sich aus unseren Handlungen, ohne daß wir es recht merken, als unbeabsichtigter Effekt ergeben.

Letztere sind *kollektive nicht-intendierte Konsequenzen intentionalen individuellen Handelns*. (Cf. v. Hayek: 1969, Merton: 1936/72) Ich nenne sie "Phänomene der dritten Art". Sie sind weder Naturphänomene noch Artefakte, aber sie haben von beiden etwas. So schreibt Haakonssen: "The things in this category resemble phenomena in that they are unintended and to be explained in terms of efficient causes, and they resemble artificial phenomena in that they are the result of human action, including of course rational human action." (Haakonssen: 1981:24. Cf. auch Merton: 1936/72).

Dieser Zwitterstellung ist es zu verdanken, daß die natürlichen Sprachen je nach Interessenlage und Ideologie bisweilen den Naturphänomenen zugeschlagen wurden, bisweilen den Artefakten.

Die *klassische* dichotomische Unterteilung wissenschaftlicher Explananda muß also aufgegeben werden zugunsten einer Trichotomie.



Aus der Tatsache, daß die Sprache ein Phänomen der dritten Art ist, folgt, daß zu ihrer Erklärung weder eine kausale noch eine finale Theorie geeignet ist, sondern es einer Invisible-hand-Theorie bedarf. (Dazu siehe Keller: 1982, Cropsey: 1979, Ullmann-Margalit: 1978, Nozick: 1976.)

Erklärungen mittels der unsichtbaren Hand sind hypothetische Rekonstruktionen der Genese des Explanandums. Das Wesen eines Phänomens der dritten Art kann man nur verstehen, wenn man seine Genese versteht, d.h. wenn man rekonstruiert hat, auf welche Weise es sich aus den Handlungen der Individuen ergeben hat oder haben könnte. In diesem Sinne kann die wahre Definition der Sprache in der Tat nur eine genetische sein. Eine Invisible-hand-Theorie eines sprachlichen Phänomens ist eine Darstellung seiner Genese durch das Handeln der Individuen.

Gute Erklärungen mittels der unsichtbaren Hand sind solche, bei denen die hypothetisch angenommene Handlungsweise der Individuen *plausibel* ist und das zu erklärende Phänomen *zwingend daraus folgt*.

Für das System der Trampelpfade auf den Rasenflächen des Unicampus, einem Phänomen der dritten Art, habe ich eine gute Invisible-hand-Theorie: Ich habe die Hypothese, daß die meisten Menschen sich darin ähnlich sind, daß sie es vorziehen, kürzere als längere Wege zu gehen. Ich beobachte, daß die gepflasterten Wege nicht die kürzesten Verbindungen zwischen Punkten sind, die Universitätsangehörige gehäuft aufsuchen. Ich weiß, daß Rasen an Stellen, über die häufig gegangen wird, nicht gedeiht. Ich nehme also an, daß das System der Trampelpfade das nicht-intendierte Resultat menschlicher Handlungen ist, die darin bestehen, bestimmte Ziele zu Fuß zu erreichen unter der Maxime der Energieersparnis.

Die Annahme der Maxime der Energieersparnis (oder vielleicht besser: der Faulheit) garantiert die Gleichförmigkeit des individuellen Handelns.

Die Theorie der Trampelpfade (die durchaus besser und expliziter formuliert werden kann, als ich es getan habe) ist ein einfaches Beispiel einer Invisible-hand-Erklärung eines Phänomens der dritten Art.

Meine These ist also,

- daß nur eine solche Art von Erklärung imstande ist, das durchaus sinnreiche System der Trampelpfade zu erklären, oder anders ausgedrückt
- daß die sinnreiche und scheinbar wohldurchdachte Struktur dieses Systems von Wegen nur versteht, wer die Genese seiner Erzeugung durch die individuellen Handlungen und deren Motive verstanden hat.

Dabei sind die Motive des einzelnen im allgemeinen auf etwas völlig anderes gerichtet (nämlich in diesem Fall auf Energieersparnis) als auf die Erzeugung eines wohlstrukturierten Systems.

Daß Phänomene der dritten Art sowohl mit Naturphänomenen als auch mit Artefakten gewisse Eigenschaften teilen, spiegelt sich in der Erklärung mittels der unsichtbaren Hand wider. Sie enthält sowohl kausale als auch finale Teile. Sie erklärt das Explanandum als notwendige (kausale) Folge intentionaler (finaler) Handlungen. Die Kunst einer solchen Erklärung besteht darin, Motive zu finden, von denen einerseits *plausibel* ist, daß sie in einem bestimmten Bereich allgemeine Handlungsmaximen sein können, *und* die andererseits dergestalt sind, daß ein allgemeines Handeln nach ihnen das Explanandum (möglichst) zwingend erzeugt.

Betrachten wir noch einmal die Struktur des Erklärungsversuchs der Pejorisation der Ausdrücke, die zur Bezeichnung von Frauen verwendet werden. Er sollte diese beiden Forderungen erfüllen. Die Maxime der Höflichkeit, die Ehrerbietung und Galanterie sollte eine plausible Maxime sein, und ihre häufige (nicht unbedingt stetige) Befolgung sollte die Pejorisation notwendigerweise hervorbringen.

Dieses Beispiel kann deutlich machen, wie die Permanenz des Wandels zustande kommt. Es liegt an den Maximen des Kommunizierens. Solange galant zu sein eine gesellschaftliche Verpflichtung ist, kann der von der Galanterie betroffene Teil der Sprache nicht zur Ruhe kommen. Denn Galanterie ist ein Spiel, in dem Ausgefallenheit Trumpf ist. Sobald ein Ausdruck zum normalen geworden ist, ist er zum Zwecke des Galant-seins nicht mehr geeignet.

Es gibt zwei Typen von Maximen. Solche, die sich sprachverändernd auswirken, und solche, die immer wieder Homogenität erzeugen. Vielfach versuchen wir, nach beiderlei Maximen gleichzeitig zu handeln: Wer beispielsweise Aufmerksamkeit erwecken will, muß Ausgefallenes tun, wer verstanden werden will, muß sich anpassen. Wer beides will, muß Kompromisse schließen. Beispiele für Kommunikation, in der typischerweise beides bezweckt ist, sind die Konsumgüterwerbung, verbales Imponieren in Jugendgruppen und Seminarveranstaltungen etc.

Kommunikative Ziele, die eher dynamisierende Folgen zeitigen, sind etwa: Distanz signalisieren wollen, sich abgrenzen wollen, imponieren, auffallen wollen, höflich, charmant, geistreich, witzig sein wollen, als exklusiv, up-to-date gelten wollen usw. Auch das Bestreben, nicht mehr artikulatorische Energie aufzuwenden, als zum Verständnis notwendig ist (cf. etwa Whitney: 1878/1971, Lüdtke: 1980), gehören in diese Sparte. Da es sich hierbei jedoch meist um automatisierte artikulatorische Prozesse handelt, kommt der Ökonomi-maxime ein Sonderstatus zu.

Kommunikative Ziele, die homogenisierende Folgen zeitigen, sind: verstanden werden wollen, als dazugehörig gelten wollen, nicht auffallen wollen usw.

8.

Fassen wir zusammen:

1. Ein Sprachbegriff muß das leisten, was der Organismusbegriff zu leisten versuchte. Ihm müssen Wohlstrukturiertheit, Zweckmäßigkeit und Dynamizität inhärent sein.

2. Der Organismusbegriff mußte daran scheitern, daß er zum einen hypostasierend und vitalistisch war und zum anderen teleologisch. Die Entwicklung eines Organismus ist zielgerichtet, sie hat ein natürliches Ende. Die Entwicklung einer Sprache hingegen ist eine potentiell unendliche Geschichte.
3. Die historische Entwicklung der Sprache ist ein evolutionärer Prozeß. Ein solcher kommt dadurch zustande, daß Varianten der Wirkung von Selektion ausgesetzt werden.
4. Jeder kommunikative Akt ist ein Experiment, das die Möglichkeit des Mißerfolgs in sich trägt, wobei Mißverständnis nur eine Form des Mißerfolgs ist.
5. Die Kompetenz eines Individuums ist seine Hypothese darüber, wie er seine kommunikativen Unternehmungen möglichst so gestaltet, daß ihnen Erfolg beschieden ist.
6. Die ehrwürdigen Dichotomien "Naturphänomen vs. Artefakt", "bewußte Entwicklung vs. unbewußte Entwicklung" sind sogenannten natürlichen Sprachen unangemessen.
7. Kulturphänomene können echte Artefakte sein, wie das Ulmer Münster, Esperanto oder der Kurs der Ost-Mark. Diese können final erklärt werden. Kulturphänomene können aber auch Phänomene der dritten Art sein, wie der Stilwandel in der Kunst, Deutsch oder die Inflation der D-Mark. Der Modus ihrer Erklärung ist der der unsichtbaren Hand.
8. Die Lehre, daß die Sprache in erster Linie und vor allem der Verständigung diene, ist dem Verständnis ihrer Dynamik hinderlich.
9. Kommunikation ist in erster Linie ein Mittel der Beeinflussung. Die Verständigung steht in deren Dienst. Wer vornehmlich den Aspekt der Verständigung im Auge hat, und diese nicht als Mittel zum Zweck erkennt, dem bleiben zur Erklärung der permanenten Entwicklung nur
 - die artikulatorische Ökonomie
 - die Anpassung des Lexikons an die sich ändernde Welt, und
 - interne Schwächen des Systems selbst.
 Der erste Aspekt betrifft nur einen Teil der Entwicklung, die beiden letzteren sind kontingent.
10. Ich vermute, daß ein Sprachbegriff, der eine sogenannte natürliche Sprache auffaßt, als Phänomen der dritten Art, d.h. als nicht-intendierte Konsequenz unzähliger individueller intentionaler kommunikativer Bemühungen unter teilweise heterogenisierenden teilweise homogenisierenden Maximen, daß ein solcher Sprachbegriff einen Rahmen abgeben kann, das generelle Problem der permanenten Entwicklung zu verstehen und einzelne Entwicklungsphänomene zu erklären.

Zum Abschluß möchte ich drei vermeintlichen Einwänden gegen die vorgetragenen Überlegungen begegnen. Sie betreffen den methodologischen Individualismus, den Begriff der Sprache als Phänomen der dritten Art und das Konzept der Invisible-hand-Erklärung.

Erster Einwand: Wir Menschen sind keine Monaden, keine von der Gesellschaft und ihren sozialen Bedingungen und Zwängen unabhängigen Individuen, sondern gesellschaftliche Wesen. Es ist also unangemessen, die Intentionen und Motivationen des einzelnen Individuums zum Ausgangspunkt der Erklärung zu machen. Die Gesellschaft ist vielmehr das Primäre.

Erwiderung: Durch diesen Einwand werden Positionen bekämpft, die ich nicht vertreten habe. Ich behaupte lediglich, daß eine Erklärung der Dynamizität der Sprache bei den Motiven, Zielen und Maximen der handelnden Individuen beginnen muß; ich behaupte nicht, daß wir Individuen ungesellschaftliche Wesen seien. Selbstverständlich sind unsere Motive, Ziele und Maximen Funktionen der sozialen Umstände und Zwänge der Gesellschaften, Gruppen, Klassen etc., deren Teil wir sind.

Dies gilt, nebenbei bemerkt, für eine Theorie gesellschaftlicher Zwänge selbst. Gesellschaftliche Zwänge werden erzeugt durch das Handeln der Individuen der betreffenden Gesellschaft nach bestimmten Motiven, Maximen, Wertvorstellungen etc.

Ich verwende beispielsweise das Wort "völkisch" nicht. Millionen anderer deutschsprachiger Menschen verwenden es auch nicht. So wird es vielleicht eines Tages nicht mehr Teil der Kompetenz eines normalen Sprechers des Deutschen sein. Das Wort "völkisch" wird dann aus unserer Sprache verschwunden sein. Mein Motiv, dieses Wort zu vermeiden, besteht nicht darin, es zum Verschwinden zu bringen. Ich will lediglich vermeiden, für einen Nazi gehalten zu werden. Ich vermute, daß dies auch das Motiv der anderen ist, die dieses Wort nicht verwenden. Das Wort wird "sterben", weil Millionen von Individuen, was seine Verwendung anbelangt, in relevanter Hinsicht ähnliche Motive haben. Selbstverständlich ist mein Motiv (wie das meiner Mitmenschen), das Wort "völkisch" nicht zu verwenden, eine Funktion der gesellschaftlichen und politischen Umstände der Gemeinschaft, in der ich sozialisiert bin, einschließlich der Geschichte dieser Gemeinschaft. Nur so wird ja die große Homogenität der Motive und Maximen plausibel.

Die Frage, ob das Individuum oder die Gesellschaft "das Primäre" ist, ist keine sinnvolle Frage. Wichtig ist nur die Frage, wie *eine Theorie eines sozialen Phänomens*, die Erklärungskraft beanspruchen darf, beschaffen sein muß. Ich halte die Antwort für richtig, die Coleman (1975, S. 86) gibt: "(The theory) must begin with persons, and move up from there, or if, in an application, it begins at a level above persons, it must be ultimately

analysable into relations among persons." Dies ist die Position, die man mit dem so mißverständlichen Ausdruck "methodologischer Individualismus" bezeichnet. (11)

Zweiter Einwand: Es ist zwar richtig, daß Teile der Sprache Phänomene der dritten Art sind, aber eine Sprache enthält auch viele Artefakte. Die Position, daß die Sprache als Ganzes gesehen ein Phänomen der dritten Art ist, ignoriert, daß es Sprachlenkung und bewußte Sprachpolitik gab und gibt.

Erwiderung: Die einfachste Antwort wäre: wenn eine Sprache Artefakte enthält, so sind dies die für die Erklärung uninteressanten Fälle. Wenn einer, der die Machtmittel dazu hat, befiehlt, statt "guten Tag" "Heil Hitler" zu sagen, und alle sagen fürderhin "Heil Hitler", dann ist alles, was dazu von linguistischem Interesse ist, ziemlich schnell gesagt. Aber gibt es solche Fälle in natürlichen Sprachen, und gibt es viele davon? Es gibt sie in terminologisierten und kodifizierten Fachsprachen, etwa im Bereich der EG-Richtlinien oder der Deutschen-Industrie-Norm-Terminologie, im kontrollierbaren Bereich der kodifizierten Orthographie, oder offizielle (Um-) Benennungen ('Reichs'-'/Bundes' in 'Bundespost', 'Bundesbahn', 'Bundeswehr').

Sprachlenkerische und sprachpolitische Bestrebungen werden weder geleugnet noch übersehen. Aber die Tatsache, daß es Individuen oder Institutionen gibt, die auf die Sprache lenkend Einfluß zu nehmen trachten, macht aus ihr kein Artefakt; selbst dann nicht, wenn einem Sprachlenkungsversuch Erfolg beschieden ist. (Die Existenz eines Wirtschaftsministeriums mit einer erfolgreichen Wirtschaftspolitik macht aus einer Marktwirtschaft kein Artefakt.)

Ein Artefakt ist ein Gegenstand (im weitesten Sinne des Wortes), der Ergebnis von Handlungen ist, die mit dem Ziel oder aus dem Grund vollzogen werden, eben diesen Gegenstand hervorzubringen. Sprachliche Handlungen werden aber von Millionen von Sprechern vollzogen, von denen der Sprachlenker nur einer ist. Artefakte kann es also nur in Bereichen geben, in denen Sprachlenker auch die Macht haben, ihren Gebrauch auch durchzusetzen.

Im allgemeinen verhält sich der Sprachlenker zur Menge der Sprachteilhaber nicht wie der Choreograph zur Ballettkompanie. Er kann den Vollzug des gewünschten Ergebnisses nicht anordnen, sondern muß den Weg über die Motivation der Sprachteilhaber gehen. Er kann - wie ein Wirtschaftspolitiker auch - versuchen, "Anreize" zu schaffen oder bestehende Trends zu nutzen. Manchmal wird er Glück haben, manchmal nicht. Aber wie auch immer das Ergebnis aussehen mag, es ist ein Phänomen der dritten Art. Wenn ein Campus-Architekt das Entstehen eines Systems von Trampelpfaden wollen würde, und dadurch begün-

stigen würde, daß er keine Wege anlegt und bestimmte Pfade "provozieren" würde, dadurch, daß er an bestimmten Stellen Buden aufstellt, in denen Freibier ausgeschenkt wird, so würde trotz alledem die dadurch entstehende Struktur ein Phänomen der dritten Art sein; im Gegensatz zur gleichen Struktur, die etwa von einer Kompanie Soldaten auf Befehl des Kompaniechefs zwischen markierten Punkten getrampelt würde.

Als in den Jahren nach 1874 der Generalpostmeister Stephan die Zeichen der Zeit erkannte und über 700 sogenannte Fremdwörter durch Verdeutschungen ersetzen ließ, initiierte er offenbar etwas ganz anderes als er wollte. Anstatt zur erstrebten Fremdwortersetzung und "Sprachreinigung" führte seine Maßnahme "zu einer neuen, sozialstilistisch geregelten Variantenbildung. (...) Gewollter Sprachwandel!" schreibt Peter von Polenz, "kann zu ungewollten Ergebnissen führen, weil Sprache grundsätzlich allen Sprachbenutzern gehört." (12)

Dritter Einwand: Daß sprachlicher Wandel und sprachliche Konstanz durch eine Erklärung mittels der unsichtbaren Hand erklärt werden muß, ist eine unangemessene Verabsolutierung. Denn erstens bedarf eine Invisible-hand-Erklärung einer so großen sozialgeschichtlichen Detailkenntnis, daß man für viele, wenn nicht sogar die meisten Entwicklungen gar keine plausiblen Invisible-hand-Erklärungen wird finden können. Zweitens gibt es auch andere Erklärungen für Wandelphänomene, z.B. historische.

Erwiderung: Vielleicht ist es richtig, daß man für die meisten Prozesse aus dem Bereich des syntaktischen und lautlichen Wandels und für viele Prozesse aus dem Bereich des semantischen und lexikalischen Wandels keine plausiblen Invisible-hand-Erklärungen finden wird und finden kann. Daraus folgt nicht, daß man sich mit anderen Erklärungen zufrieden geben muß. Vielmehr folgt daraus, daß sie unerklärt bleiben müssen. Coseriu (1958/74, Kap. IV) hat bereits zu Recht festgestellt, daß, was vielfach als Ursache des Sprachwandels bezeichnet wird, in Wahrheit nur äußere Bedingungen desselben sind. Wir gehen in der Sprachwissenschaft mit dem Wort "Erklärung" recht großzügig um. Wir neigen dazu, eine Feststellung der Art

(i) "dieses "a" wurde zu einem "ä", weil in althochdeutscher Zeit in der Folgesilbe ein i stand"

für eine Erklärung dieses Umlauts zu halten. In Wahrheit wird nur eine Bedingung genannt, unter der sich *a* zu *ä* verändert hat. Es ist der Mißbrauch des Wortes "weil", der diesem Satz den Anschein erklärender Kraft verleiht. Eine *Erklärung* dieses Phänomens muß vielmehr darlegen, weshalb die individuellen Sprecher unter der genannten Bedingung zur Palatalisierung neigten. Wenn es gelingt, den Weg von der Handlungsweise der Individuen zum Phänomen des Umlauts plausibel zu rekonstruieren, dann handelt es

sich jedoch wieder um eine Invisible-hand-Erklärung. Ähnlich verhält es sich etwa mit dem Phänomen der Homonymenflucht. Eine Feststellung der Art

(ii) "englisch" in der Bedeutung von "engelhaft" (13) ist verschwunden, weil es mit der Nationalbezeichnung "englisch" homonym war

stellt ebenfalls keine Erklärung dar, sondern gibt eine Bedingung an, die die Sprecher dazu bewogen hat, eines der beiden Wörter zu vermeiden.

Das Wort "englisch(1)" ist nicht verschwunden, weil es homonym war zu "englisch(2)", sondern, weil es die Leute nicht mehr verwendet haben! Sie haben es nicht mehr verwendet, weil sie es nicht riskieren wollten, mißverstanden zu werden. Das Risiko des Mißverständnisses war gegeben, weil es mit "englisch(2)" homonym war. Strenggenommen müßte eine Erklärung auch noch eine Hypothese darüber enthalten, warum nicht "englisch(2)" verschwunden ist und etwa durch "anglich" ersetzt worden ist (vermutlich, weil "englisch(2)" das häufiger benutzte Wort des Homonymenpaares war). Für diese Erklärungsschritte ist (ii) allenfalls eine Abkürzung. Ich vermute, daß wir dazu neigen, eine solche Abkürzung bereits für die Erklärung zu halten, weil wir in unserer Umgangssprache dazu neigen, die weil-Relation für transitiv zu halten.

Wenn diese Abkürzung aber ausformuliert wird, stellt sie die Rekonstruktion des Weges von den Motiven der handelnden Individuen zur daraus resultierenden Veränderung im Macrobereich dar und ist somit wieder eine Invisible-hand-Erklärung.

Die meisten Phänomene der Sprachgeschichte werden vermutlich unerklärt bleiben müssen; d.h., wir werden uns damit abfinden müssen, daß man bereits glücklich sein muß, wenn man sie vernünftig beschreiben kann, ohne sie auch noch erklären zu können. Nur, wenn man überhaupt nach einer Erklärung sucht, so muß man nach einer Invisible-hand-Erklärung suchen.

Es ist wie bei der biologischen Evolutionstheorie auch: daß man nicht weiß, worin der Überlebenswert des Weinens besteht, ist kein Einwand gegen die Theorie selbst.

Anmerkungen

- 1 Otto Jespersen vertritt in seinem Beitrag "Die Frau" die originelle Variante, daß "die Männer zu den haupternewerern der Sprache (werden)." (Jespersen: 1922/25: 231).
- 2 Reis: 1978: 174.
- 3 Sozialdarwinisten nennt man, grob gesagt, Leute, die Rassismus, Kolonialismus und Imperialismus dadurch zu rechtfertigen versuchen, daß sie behaupten, es sei eben naturgesetzlich so, daß der Stärkere im Kampf ums Dasein obsiegt. Cf. Koch: 1973, Marten: 1983.
- 4 Andere Methoden, jemanden zu etwas zu bringen, sind entweder gewalttätig oder manipulativ. Zur Kommunikationstheorie von Grice siehe Meggle: 1981.
- 5 Meggle (1981: 25) nennt das Definiendum des Griceschen Grundmodells "Kommunikationsversuch".
- 6 Dies ist der Kern der These, der Sprecher einer Sprache verfüge über *implizites* Regelwissen.
- 7 Dornseiff: 1938: 122 f. Dieses Zitat enthält implizit einige Postulate einer realistischen Semantik, die ich, ohne sie hier kritisieren zu wollen, nicht teile.
- 8 Zur Inflation im kulturellen Bereich cf. Gombrich: 1979/83: 67 (Kap. II 'Wettbewerb und Inflation').
- 9 Cf. Coseriu: 1958/74: 70, 122. Es muß sich nicht um Imitation handeln, wie Coserius Terminus "Übernahme" bzw. "adaptación" nahelegt.
- 10 Diese These habe ich in Keller: 1982 ausführlicher dargelegt, so daß ich mich hier darauf beschränken kann, sie in ihren Grundzügen zu skizzieren.
- 11 Siehe auch Dray 1967 und Watkins 1957/1973.
- 12 von Polenz 1986, S. 9 f.
- 13 Das Beispiel verdanke ich Peter von Polenz.

Literatur

- Coleman, James S. (1979): "Social Structure and a Theory of Action". In: P.M. Blau (ed.): *Approaches to the Study of Social Structure*. London.
- Coseriu, E. (1958/74): *Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. München.
- Coseriu, E. (1980): "Vom Primat der Geschichte" *Sprachwissenschaft* 5 (Heft 2) S. 125-145.
- Coseriu, E. (1983): "Linguistic Change Does not Exist", in: *Linguistica Nuova ed Antica. Rivista di Linguistica Classica Medioevale e Moderna*. Anno I, 1983 S. 51-63.
- Cropsey, J. (1979): "The Invisible Hand: Moral and Political Considerations". In: G.P. O'Driscoll (ed.): *Adam Smith and Modern Political Economy*, Ames, Iowa S. 165-176.
- Dornseiff, F. (1938): "Das Problem des Bedeutungswandels", in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 63, S. 119-138.

- Dray, W.H. (1967): Holism and Individualism in History and Social Science, in: The Encyclopedia of Philosophy. P. Edwards (ed.), Vol. 4. London/New York, S. 53-58.
- Fleischer, W. (1971): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, 2. Aufl. Leipzig.
- Gombrich, E. (1979/83): "Vom 'Jahrmarkt der Eitelkeiten'. Die Wandlungen von Mode, Geschmack und Stil im Lichte der Logik." Die Krise der Kulturgeschichte. Gedanken zum Wertproblem in den Geisteswissenschaften, Stuttgart, S. 65-101.
- Haakonssen, K. (1981): The Science of a Legislator. The Jurisprudence of David Hume and Adam Smith, Cambridge.
- Hayek, F.A.v. (1969): Freiburger Studien. Gesammelte Aufsätze, Tübingen.
- Humboldt, W. von (1836/1907): "Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, Gesammelte Schriften Bd. VII, Berlin.
- Jäger, L. (1975): Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprachidee F. de Saussures. Diss., Düsseldorf.
- Jespersen, O. (1922/25): Die Sprache. Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung, Heidelberg.
- Kant, I. (1788/1923): "Über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie". Gesammelte Schriften VIII, S. 157-184.
- Kant, I. (1790/1913): "Kritik der Urteilskraft", Gesammelte Schriften V, S. 165-485.
- Keller, Rudi (1982): "Zur Theorie des sprachlichen Wandels", in: ZGL 10.1, S. 1-27.
- Koch, H.W. (1973): Der Sozialdarwinismus. Seine Genese und sein Einfluß auf das imperialistische Denken, München.
- Lüdtke, H. (1980): "Sprachwandel als universales Phänomen" ders. (Hg.): Kommunikations-theoretische Grundlagen des Sprachwandels, Berlin/New York, S. 1-19.
- Marten, H.G. (1983): Sozialbiologismus. Biologische Grundpositionen der politischen Ideengeschichte, Frankfurt a.M./New York.
- Meggle, G. (1981): Grundbegriffe der Kommunikation, Berlin/New York.
- Merton, R.K. (1936/72): "Die unvorhergesehenen Folgen zielgerichteter sozialer Handlungen", in: H.P. Dreitzel (Hg.): Sozialer Wandel, Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie, Neuwied/Berlin, S. 169-183.
- Nozick, R. (1976): Anarchie, Staat, Utopia, München.
- Paul, H. (1910): "Über Völkerpsychologie. Rektoratsrede", in: Süddeutsche Monatshefte 2, S. 363-373.
- Paul, H. (1880/1920): Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle a.d.S.
- Polenz, P. von (1986): Grundsätzliches zum Sprachwandel, in: Der Deutschunterricht 38, Heft 4, S. 6-24.
- Reis, M. (1978): "Hermann Paul", in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 100 (Tübingen), S. 159-204.
- Schmidt, K.H. (1959): "Coseriu, Eugenio: Sincronía, Diacronía e História. El problema del cambio lingüístico. Montevideo 1958, 8, 164 S. (Universidad de la Republica; Facultad de Humanidades y Ciencias; Investigaciones y Estudios.)", in: Kratylos IV, S. 133-135.
- Ullmann-Margalit, E. (1979): "Invisible-Hand-Explanations", in: Synthese 39, No. 2, S. 263-291.
- Whitney, W.D. (1878/1971): "The Principle of Economy as a Phonetic Force", Transactions of the American Philological Association for 1877, S. 123-134.
Wieder in: M. Silverstein (ed.): Whitney on Language. Selected Writings of William Dwight Whitney, Cambridge, Mass./London.